

Nachzulesen: Bernd Dollinger, Henning Schmidt-Semisch (Hrsg.)(2007): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung, S. 213-234

### **Drogenkonsum und soziale Ungleichheit: Verschränkungen zwischen sozialer Lage und Geschlecht in den Blick nehmen**

Gemeinhin werden unter den Thema „Drogenkonsum und soziale Ungleichheit“ eine vor-schnelle Engführung und die immer wiederkehrende Darstellung erwartet, nach der der Konsum psychoaktiver Substanzen Armut, Verelendung und Chancenlosigkeit auslöst bzw. andersherum, dass den von Armut und Chancenlosigkeit Betroffenen kaum eine andere Perspektive bliebe, als ihre Sorgen und Nöte in heftigem Drogenkonsum zu „ertränken“. Diese simplifizierenden Vorstellungen zu den Zusammenhängen von Drogenkonsum und sozialer Lage findet man regelmäßig selbst bei Studierenden geisteswissenschaftlicher Ausbildungsgänge, die gemeinhin angeleitet und motiviert werden, sich um eine differenzierte und komplexe Sichtweise auf soziale Themen zu bemühen. Es scheint auch nicht Unvermögen zu sein, solche naiven Wahrnehmungsmuster verlassen zu können. Diese Denkblockaden sind wohl eher der hegemonialen Diskursmacht geschuldet, mit der sich bestimmte Deutungen längst als populäres Alltagswissen durchgesetzt haben. Am Zustandekommen von Vereinfachungen und Reduktionismen ist die in der Gesellschaft immer wieder vorgenommene dramatisierende Inszenierung des Drogenthemas beteiligt: Die allgegenwärtige, abschreckende Darstellung, nach der Konsum von Drogen über kurz oder lang in soziales Elend sowie physischen und psychischen Verfall führe, soll den Umgang mit diesen Substanzen verhindern. Oft dominieren aber selbst in Kreisen, die zu dem für Drogenprobleme zuständigen Expertensystem gehören, einfache Kausalmuster. Danach werden aus empirisch durchaus auffindbaren Befunden, nach denen im Drogenhilfesystem mehrheitlich Drogenkonsumenten zu finden sind, die aus unterprivilegierten Schichten mit zusätzlich gebündelten Benachteiligungen kommen, unvermittelt Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge konstruiert, ohne deren Gültigkeit differenziert auszuloten. Das dominierende medizinische Gesundheitswissen tut sich zudem schwer, Drogenkonsum als ein, vor allem sozial geprägtes Verhalten zu sehen und zu verstehen. Vordringlich als Gesundheitsrisiko ausgelegt, wird Drogenkonsum in seinen Formen, Funktionen und Risiken selten sorgfältig unterschieden. Schließlich erstaunt das lineare Erklärungsmuster, nach dem Abhängigkeit und Armut zwei Seiten derselben Medaille seien, auch angesichts der Sachlage, dass eine massive psychische und soziale Verelendung zu einem wesentlichen Merkmal von Abhängigkeit erhoben wurde (vgl. Diagnosekriterien des ICD-10 für Abhängigkeit). Folgerichtig gibt es damit per se immer empirische Befunde, die auf einen Zusammenhang zwischen Verelendung und Abhängigkeit hinweisen, der allerdings keineswegs diese Sachlage auch ursächlich erklärt.

Hier soll deshalb der Versuch gewagt werden, Drogenkonsum in seiner Verwobenheit in Lebensstile und Lebensformen darzustellen. Wer sich diesem Nachdenken anschließt, dürfte keineswegs davon überrascht werden, dass Drogenkonsum eben nicht für alle Menschen gleichartig und auch nicht gleichermaßen gefährlich und risikoreich ist. Gerade eine solche Idee suggerieren regelmäßig substanzfixierte Denkmodelle, die höchstens noch eine unterschiedliche individuelle Verträglichkeit der ansonsten in biologischen Entitäten scheinbar gleichartig wirkenden Substanzen einräumen. Übersehen wird auf diese Weise, dass Drogen in den Lebenswirklichkeiten der Menschen einen sehr unterschiedlichen Platz haben, der sich zudem in den Lebensphasen und mit dem Lebensalter auch immer wieder ändert. Deshalb sei hier zunächst der Drogenkonsum als ein vor allem soziales Phänomen skizziert. Erst dann und mit diesem Blick soll exemplarisch der Zusammenhang von Drogenkonsum und sozialer

Ungleichheit thematisiert werden. Es geht dabei im einzelnen vor allem darum, wann, wie und für wen sich soziale Ungleichheit in Bezug auf eine geglückte Integration des Drogenkonsums in den Alltag darstellen lässt: Wo sich bedingt durch die jeweilige soziale Lage auf der einen Seite Privilegien und auf der anderen Seite Benachteiligungen in Bezug auf ein erfolgreiches Management des Umgangs mit psychoaktiven Substanzen abzeichnen.

### **Drogenkonsum: ein sozial geprägtes Verhalten**

Wohl vor allem dem dominierenden Zugriff der Medizin auf das Drogenthema geschuldet kontextualisieren die abgegebenen Alarmmeldungen den Konsum psychoaktiver Substanzen in der Regel herausgerissen aus all seinen Lebensbezügen. Drogenkonsum erscheint in vielen Darstellungen reduziert auf eine Input-Output-Logik und als ein parzellierter Lebensumstand. Dieser wird zudem vorwiegend als erkrankungsfördernde Verhaltensweise wahrgenommen. Mit diesem eindimensionalen und unterkomplexen Muster wird Drogenkonsum auch im medizinisch-therapeutischen Hilfeprozess oft aus allen anderen aktuellen Lebensbezügen separiert, seziert und mit immer gleichen Ansätzen (Abstinenz) repariert.

Diesem paradigmatischen Modell soll ein Nachdenken über die gesellschaftliche Realität gegenüber gestellt werden, das sich von einer solchen kurzatmigen und partikularistischen Sicht emanzipiert. Es gilt, sich damit auseinanderzusetzen, dass erstens die Konsumvoraussetzungen und die Konsumweisen psychoaktiver Substanzen in den Regionen und Gebieten in außergewöhnlichem Maße differieren, dass zweitens die Möglichkeiten für Drogenkonsum (qualitativ und quantitativ) erheblichen sozialen Unterschieden unterliegen und drittens auch die individuellen Gewohnheiten in weiten Grenzen variieren. Selbst eine historische Betrachtung hat zu registrieren, dass es in der menschlichen Gesellschaft wiederholt tiefgreifende Umbrüche in der Art und Weise des Drogenkonsums gegeben hat (vgl. Völger, Welck, Legnaro 1981). Deutlicher kann nicht unterstrichen werden, dass Drogenkonsum ein soziales und damit ein höchst komplex geprägtes Handeln ist. Wegen der besonderen sozialen Prägung und Normierung des Drogenkonsums und seiner sozialpsychologischen Aspekte sind zu diesem Thema Sachverhalte zu berücksichtigen, die mit gesellschaftlichen und sozial-strukturellen Entwicklungen eng verwoben sind. Mit Blick auf soziale Ungleichheiten werden Alter, Geschlecht, soziale Schicht und Milieus, beruflicher Status und Lebensformen zu wesentlichen Dimensionen, an denen entlang eine soziale Differenzierung für gelungene und weniger gelungene Formen des Drogenkonsums relevant wird.

Werden Deutungshorizonte für Drogenkonsum entworfen, die sich von einer alleinigen Wahrnehmung und Untersuchung der substanzbezogenen materiellen Seite des Drogenkonsums, dem „Ruhe versprechenden Substanz-Paradigma“ (Quensel 1991, S.11), verabschieden, dann rücken Fragen nach dem Stellenwert von Drogenkonsum in spezifischen Lebensrealitäten, nach der Bedeutung von Ritualisierungen, nach den Einstellungen zu Drogenkonsum und Rauschzuständen u. ä. in den Blick. Diese sehen Drogenkonsum als zielgerichtete und zweckrationale Handlung, die in der Regel eine Sinnhaftigkeit hat, die über die unmittelbaren pharmakologischen Effekte hinausgeht. Menschen konsumieren Drogen eben nicht nur wegen der chemisch definierten Bestandteile. Schon die Vielfalt der Gestaltungsmöglichkeiten des Konsums ein und der derselben psychoaktiven Substanz (z. B. Alkohol) macht unabweisbar die Bedeutung der mit Drogen verbundenen Symbole und Mythen für ihren Konsum sichtbar. Wohl deshalb formulierten *Welck und Legnaro* in Anlehnung an Marx sinngemäß: Nicht so sehr was konsumiert wird, sondern das „Wie“ lässt die Prinzipien einer (Drogen- G. B.) Kultur deutlich werden. (vgl. Völger, Welck, Legnaro, 1981, S. 19)

Sieht man von einer körperlichen Krise durch Überdosierung ab, haben auch die durch Drogenkonsum ausgelösten Probleme keineswegs einheitliche Muster und sind auch nicht, wie in Drogendebatten vielfach behauptet, durch eine direkte und unmittelbare Kausalität zwischen psychoaktiver Substanz und einer problematischen Lebenssituation begründet. Menschliches

Leben ist weit komplexer. Eine geglückte Integration von Drogen in das Leben kann kaum als alleinige Frage der Aufnahme/Nichtaufnahme bestimmter psychoaktiver Substanzen verhandelt werden. Es sei denn, man wolle damit nachhaltig normative Botschaften produzieren. So wenig, wie sich die körperlichen Wirkungen der Inhaltsstoffe von Drogen eindeutig vorherbestimmen lassen<sup>1</sup>, sowenig lässt sich auch der Akt des Konsumierens auf die bloße Aufnahme einer Substanz komprimieren und genauso wenig lassen sich drogenbezogene problematische Lebenszüge allein auf die Aufnahme bestimmter Substanzen zurückführen. Drogenprobleme sind vielmehr Ergebnis einer Konfliktdynamik, die immer neue Konstellationen der Übereinstimmung/Nichtübereinstimmung zwischen individuellen, inneren Bedürfnissen und Interessen und äußeren, oft ebenfalls widersprüchlichen sozialen Anforderungen hervorbringt. Welche Formen und Qualitäten diese Autonomiekonflikte annehmen ist zugleich davon abhängig, wie diese vom sozialen Umfeld wahrgenommen werden und wie darauf reagiert wird. Insofern ist unübersehbar, dass die Wechselwirkungen und Vermittlungsglieder zwischen unmittelbarem Individuellen und Gesellschaftlichen in das Erklärungsmuster einbezogen werden müssen, will man den Lebenswirklichkeiten der Menschen näher gekommen.

### **Drogenkonsum als Teil der Kultur sozialer Schichten und Milieus**

Über eine Auseinandersetzung mit individuellen Formen des Drogenkonsums wird erkennbar, dass Konsummuster offensichtlich immer auch mit der Art und Weise verbunden bleiben, mit der die jeweiligen Substanzen konsumiert werden. Geschmack, angestrebte Effekte und Funktionen, psycho-aktive Wirkung und Zeremonie der Verwendung können vom einzelnen Konsumenten oftmals kaum noch voneinander getrennt werden. Vielfach braucht es sogar Impulse von außen, um einzelne Elemente des Drogenkonsums wieder bewusst zu machen und diese in veränderter Form reinszenieren zu können. Die für Außenstehende schwer nachzuvollziehende "Schussgeilheit" von intravenös konsumierenden Drogenkonsumenten verweist ebenso wie die nicht angezündete Zigarette im Mund des um Aufgabe des Rauchens Bemühten besonders eindrücklich auf diese Zusammenhänge. Für viele Drogenkonsumenten verschmelzen in der Regel die einzelnen Gestaltungsaspekte des Konsums zu einer Einheit, die so zu einem Teil der Kultur des einzelnen wie auch der Kultur seines sozialen Beziehungsgeflechtes, seines Milieus wird.

Als Bestandteile der Kultur bestimmter Gruppen, Lebensformen, Milieus und sozialer Schichten spielen bei der Durchsetzung von Gruppeninteressen auch die Inszenierungen des Drogenkonsums eine wichtige Rolle. Sie haben nicht nur ihre eigene Geschichte und sind durch Aneignungs- und Konkurrenzprozesse um die Stellung der Gruppen und Schichten innerhalb einer Gesellschaft geprägt. Sie dienen beispielsweise auch dazu, andere ein- und auszugrenzen. Als Kultur- und Stilelemente senden die konkreten Formen des Drogenkonsums auch deutliche Botschaften an das weitere soziale Umfeld (vgl. Köhler 1991, S. 10): Sowohl in seiner illegalisierten Form als auch als legales, aber den Erwachsenen vorbehaltenes Privileg unterliegt Drogenkonsum Tabus und Verboten. Durch die aktive Gestaltung seiner Sinngebungs- und Bedeutungszuschreibungen werden über den Konsum psychoaktiver Substanzen Generationen- und Geschlechterverhältnisse ebenso wie die Verhältnisse zwischen Schichten, sozialen Gruppen und Lebensformen strukturiert. Auch der Prozess der Wahrnehmung, Interpretation und der Entwicklung des eigenen wie auch des fremden Drogenkonsums ergibt sich nicht aus der Aufnahme einer bestimmten psychoaktiven Substanzen selbst, sondern aus der kulturellen Ausgestaltung des Drogenkonsums, die erst über einen Sozialisationsprozess erlernt und entwickelt werden muss<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup>     Erinnert sei in diesem Zusammenhang daran, dass im Rahmen eines gewissen Wirkstoffspiegels die Wirkung psychoaktiver Substanzen von Dosierung, Applikationsform, Frequenz des Konsums, Erwartungshaltung, Fähigkeiten, sich auf die Drogenwirkung einzustellen, Set und Setting u.a. abhängig ist.

<sup>2</sup>     Hinweise zu diesen Aspekten der Drogenkonsumweisen liefert beispielsweise Pittmann, der bezüglich der Umgangsweisen von Gesellschaften mit bestimmten psycho-aktiven Substanzen und den dort verankerten soziokulturellen Einstellungen, Traditionen, Sitten und Bräuchen Alkoholkulturen unterscheidet in (vgl. Pittmann u. Tate 1974): Abstinenzkulturen: Der Gebrauch bestimmter

Deutlich wird, dass Drogenkonsum nicht allein als eine menschliche Handlung beschrieben werden kann, die der Veränderung von Wachbewusstseinszuständen dient. Drogenkonsum ist vielmehr mannigfaltig sozial überlagert und geprägt. Insbesondere für die Betrachtung der Zusammenhänge zwischen Drogenkonsum und sozialer Ungleichheit sind die Bedeutungszuweisungen für Drogenkonsum, die sich aus den konkreten sozialen Bezügen einer Gesellschaft ergeben, höchst wichtig.

Die Art und Weise, wie Drogen konsumiert werden, umfasst neben Gebrauchsarten von Drogen auch die Formen der Bereitstellung dieser Substanzen (beispielsweise als Waren, die auf dem Markt oder aber auf dem illegalisierten Schwarzmarkt erhältlich sind, als Produkte aus eigenem Anbau oder eigener Herstellung), die Formen der Zubereitung der Drogen (naturbelassen, manuell oder industriell aufbereitet, unter Laborbedingungen entworfen und hergestellt), die konkreten Ausgestaltungen der Situationen, in denen Drogen verwendet werden, und die Bedeutungsinhalte, die dem Drogenkonsum zugesprochen werden. Insofern ist Drogenkonsum mehr als nur das Sich-Zuführen von Substanzen, sondern eine höchst komplexe Handlung, die zudem in übergreifende, historisch gewachsene Mentalitätsstrukturen und kollektive Verhaltensmuster eingebettet ist. Sie wird wesentlich durch Traditionen, spezifische Kenntnisse und auch durch die sich im Laufe eines Lebens verändernde Statuszugehörigkeit des Konsumenten vermittelt. So wird beispielsweise die Fähigkeiten, sich bestimmte psycho-aktive Stoffe als Genussmittel erschließen zu können, die Chancen, bestimmte Risiken erfolgreich zu managen und sich genussorientiert und ungehindert/ungestraft an bestimmten Formen von Drogenkonsum zu beteiligen, wesentlich von der ökonomischen und sozialen Stellung des einzelnen, von seinen Möglichkeiten und Chancen zur Teilhabe an Bildung, Kultur, Macht und Einfluss sowie von den, durch die individuelle Lebensform hervorgebrachten Anforderungen und Erfordernissen bestimmt.

Wenngleich für die individuelle Verwendung von Drogen auch individuelle Präferenzen eine Rolle spielen, gestattet der gesellschaftlich gesetzte Rahmen jedoch nicht jedem, diese in Gewohnheiten, Vorlieben und neuen Regeln auszuleben. Vielmehr ist dem einzelnen in Abhängigkeit von seiner Einordnung in gesellschaftliche Beziehungen auf sehr unterschiedliche Weise erlaubt, vorgeschrieben, ermöglicht oder abgefordert, auf Drogen als Mittel der Bedürfnisbefriedigung zurückzugreifen. Insofern ist Drogenkonsum gesellschaftlich bestimmt und kein beliebig wählbares Element des Lebensstils bzw. sind Konsumalternativen nicht von jedem frei wählbar. Vor diesem Hintergrund ist Drogenkonsum als individuelle Handlung zu beschreiben, für die innerhalb einer Gesellschaft eine gruppen- und schichtspezifische Differenzierung herausgestellt werden kann. Als wesentliche Unterscheidungskriterien für die soziale Unterschiedlichkeit von Drogenkonsum können u. a. gelten:

- Art der verwendeten Drogen, im Sinne von Auswahl aus allen verfügbaren und zuträglichen psycho-aktiven Substanzen
- Formen der Beschaffung von Drogen im Sinne des Verfügbarwerdens durch Produktion, Distribution und Zirkulation (Kauf als Ware im freien Angebot, Eigenherstellung, Beschaffung über soziale Netzwerke)
- bevorzugte oder übliche Zusammenstellungen psycho-aktiver Substanzen in Art, Konsumform und Menge
- Gelegenheiten/Begleitaktivitäten/Situationen/Kontext, in denen die Verwendung von Drogen als gefordert, akzeptiert, toleriert oder sanktioniert wahrgenommen wird (z. B. als Teil religi-

---

psycho-aktiver Substanzen wird prinzipiell abgelehnt (z.B. das Alkoholtrinken bei den Religionsgemeinschaften der Mohammedaner und Hindus). Permissivkulturen: Es gibt eine bewilligende Einstellung zum Konsum bestimmter psycho-aktiver Substanzen mit deutlicher gesellschaftlicher Ablehnung von Konsumexzessen. Funktionsgestörte Permissivkulturen: Es gibt eine bewilligende Einstellung z.B. gegenüber dem Alkoholkonsum mit weitgehender Duldung devianter Konsumformen. Für diese Gesellschaften ist ausgiebiges Alkoholtrinken mit Exzessen verbreitet. Ambivalenzkulturen: Es gibt eine gewisse Ambivalenzhaltung zum Konsum bestimmter psycho-aktiver Substanzen. Während es auf der einen Seite gewisse Konsumtabus gibt (z.B. während der Arbeitszeit) wird auf der anderen Seite in anderen sozialen Situationen in rascher Folge eine beträchtliche Menge an Drogen konsumiert.

- öser Rituale, von Festen, Mahlzeiten, Angebot von Drogen als Zeichen der Gastlichkeit, Drogenkonsum als Begleitaktivität informeller Parties, heimliches Verwenden in Subgruppen, Individualhandlung)
- Verhalten, das mit dem Drogenkonsum verbunden und umgesetzt wird (z.B. Soziabilität, soziale Distanzminderung, Exhibitionismus, Feindseligkeit, Blackout, Schuldgefühle, Stupor)
  - Der im kulturellen und sozialen Kontext zugesprochene Wert, den die Verwendung von Drogen und die damit erzeugten Wachbewusstseinszuständen erhalten (u. a. kognitive und affektive Bedeutungen der Verwendung von Drogen im Sinne von Inhalten, die über die beweisbaren physiologischen Wirkungen hinausgehen: Drogenkonsum als Werkzeug revolutionärer Visionen, als Reise zum Mittelpunkt des Ichs u. ä.)
  - Umfang und Qualität der Kommunikationsprozesse, die in Zusammenhang mit dem Umgang mit Drogen stehen
  - Umfang und Qualität des in Zusammenhang mit Drogenkonsum formulierten und geduldeten Alltagswissens (u. a. Rolle von Mediatoren wie Kirche, Medien, Medizin)
  - kulturelle Integriertheit des Umgangs mit der jeweiligen Drogen, seine Ritualisierung und normative Verdichtung (z. B. Restriktionen bezüglich Zeit, Ort und Art der Verwendung von Drogen)
  - Wertschätzung, die der Verwendung von Drogen und den damit erzeugten Wachbewusstseinszuständen in den sozialen Bezügen zugeschrieben wird (z. B. Umgang mit Grenzen in der Alltagswelt und mit Grenzüberschreitung/Transzendenz: Ablehnung, Zustimmung, Zuschreibung verminderter Zurechnungsfähigkeit, Entschuldigungsgrund für abweichendes Verhalten)
  - Soziale Kontrollreaktionen und, auf gesellschaftlicher Ebene, Politikmaßnahmen in diesem Bereich

Damit wird deutlich, dass Drogenkonsum nicht auf individuelle Entscheidungsprozesse reduziert werden kann, für die es grenzenlosen Gestaltungsspielraum und beliebige Aneignungsmöglichkeiten gäbe. Die individuellen und kollektiven Umgangsweisen mit psycho-aktiven Substanzen unterliegen vielmehr diversen Anpassungsmechanismen und -zwängen. Sie sind insofern keine zufälligen Erscheinungen, die sich in den Lebensformen der einzelnen spontan manifestieren, sondern das Ergebnis von vielfältigen und wechselseitigen Beziehungen, die die Menschen in Bezug auf die Verwendung von Drogen in ihrem tagtäglichen Leben eingehen und die sich gegenseitig ergänzen und auch wechselseitig begrenzen. Drogenkonsum ist insofern eng mit den jeweiligen Lebensformen und sozialen Rahmenbedingungen verbunden. Auch deshalb werden einmal etablierte Formen des Drogenkonsums durch kurz- und längerfristige Veränderungen in den unmittelbaren Arbeits- und Lebensumständen genauso wie durch Wandlungen in den sozialen und ökonomischen Bedingungen der Gesellschaft immer wieder infrage gestellt, auf ihre Tauglichkeit getestet und in der Regel den neuen Bedingungen langsamer oder rascher angepasst.

Wenngleich die in einer Gesellschaft einmal etablierten Formen des Drogenkonsums über eine beachtliche historische Eigendynamik verfügen und sich beispielsweise mit politischen Maßnahmen nicht rasch verändern lassen, nehmen gesellschaftliche Modernisierungsprozesse dennoch Einfluss auf die Stabilität dieser Muster. Einflussfaktoren dieser Art wirken jedoch nicht egalitär, sondern für eine Gesellschaft insgesamt, für eine Gruppe, eine Schicht und für ein Individuum jeweils mit einer typischen Dynamik, und sei es allein durch ihre unterschiedliche Geschwindigkeit, mit der sie für die einzelnen Schichten und sozialen Gruppen einer Gesellschaft relevant werden. Durch diese Prozesse bilden sich immer wieder neue Lebens- und Drogenkonsumformen heraus, die durch die jeweiligen sozialökonomischen Bedingungen beeinflusst werden und auch Verschlechterungen in der sozialen Lage der Drogenkonsumenten beinhalten können (z. B. durch eine plötzliche Verbotspolitik für bestimmten Drogenkonsum).

Die jeweiligen Formen des Drogenkonsums sind durch die soziale Lage der Drogenkonsumenten geprägt. Zu Einflussfaktoren werden dabei nicht nur die sozialökonomische Lebenssituation der Konsumenten, sondern auch die unterschiedlichen Zugänge zu Information, Bildung und anderen kulturellen Hervorbringungen der Gesellschaft. Diese sind nicht allein durch materielle oder finanzielle Zugangsmöglichkeiten limitiert – wie in Armutsdebatten oft verkürzt argumentiert wird. Es sollte keinesfalls übersehen werden, dass die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen und Schichten auch durch andere gemeinsame Elemente der Kultur ausgewiesen wird, in denen Bewertung, Wertschätzung, Relevanz und damit nicht zuletzt auch die Umgangsstile mit allen möglichen Kulturelementen der Gesellschaft festgehalten sind. Auch deshalb kann beispielsweise die geringe Inanspruchnahme von Konzerten, Ausstellungen und Bibliotheken durch unterprivilegierte Schichten nicht allein mit zu hohen Kosten begründet werden. In den Blick sind auch die kulturellen Codes zu nehmen, die als feines Geflecht von Leitlinien und Tabus auch die Vorstellungen von Begehrlichkeiten reglementieren und auf diese Weise in den sozialen Bezügen Klarheit und Orientierung zu dem schaffen, was erwünscht und zu tun ist, mit welchen Verhaltensmustern man in bestimmte soziale Milieus integriert wird und welche Verhaltensstile über kurz oder lang zum Ausschluss führen. Auch über Drogenkonsum werden Gemeinschaften hergestellt und gefestigt und gleichzeitig soziale Distinktionen geschaffen: zwischen Reichen und Armen, zwischen Herrschenden und dem Volk, zwischen Regionen, Religionen, Altersgruppen, Subkulturen, Geschlechtern. In dem, was mit wem wie an Drogen konsumiert wird, finden soziale Ordnungen und Zugehörigkeiten ihren konkreten, leibhaftigen und sinnlich erfahrbaren Ausdruck. Verhaltensritualisierungen des Konsums psychoaktiver Substanzen erzeugen und reproduzieren soziale Gruppengefüge. So gesehen sind Kulturen ohne Normen zu Drogenkonsum letztlich unmöglich, wie auch der Drogenkonsum nicht ohne kulturelle Normen betrachtet werden kann.

Allerdings wird Drogenkonsum nicht vollständig durch Schicht- und Gruppenzugehörigkeiten geprägt. Vielmehr finden sich in der Art und Weise des Drogenkonsums sowohl schichtgebundene als auch schichtübergreifende Aspekte, wie auch sehr individuelle Konsumformen, die auf besondere Weise im Lebensstil des einzelnen verankert sind und von den gesellschafts- oder schichttypischen Mustern abweichen können. Daran ist nicht allein der individuelle Geschmack beteiligt, der sich immer wieder kollektiven Vereinheitlichungen entzieht (in Anlehnung an Rose 2005, S. 23). Dazu kommen auch die überall zu verzeichnenden Individualisierungsprozesse, die auch die Entwicklung der Drogenkultur prägen. Diese führen dazu, dass der Drogenkonsum zunehmend von räumlichen, sozialen und materiellen Vorgaben abgekoppelt wird und mehr und mehr zu einem grenzenlosen Feld wird, in dem alles möglich ist. Selbst Geldbesitz schwächt sich als Einflussgröße für Drogenkonsum drastisch ab. Drogen haben historisch betrachtet einen enormen Preisverfall zu verzeichnen mit der Folge, dass sich nun weit mehr Menschen den Konsum auch exotischer, illegaler und herausgehobener psycho-aktiver Substanzen auch in größeren Mengen und höherer Frequenz leisten können. Drogenkonsum ist damit längst als extraordinärer Genuss entwertet und steht in der Gefahr, zu einer Marginalie zu werden. Diese Entwicklung wurde beispielsweise mit der Veralltäglichen des Bier-, Wein- und selbst des Sektkonsums längst vollzogen.

Diese grundsätzlichen Überlegungen und Feststellungen sollen im Weiteren anhand einer exemplarischen Nachzeichnung von gegenwärtig existierenden sozialen Ungleichheiten in Bezug auf Risiken für nicht gelungene Formen des Drogenkonsums und sich daraus ergebenden Drogenproblemen illustriert werden: Soziale Benachteiligung durch berufliche Erfolglosigkeit und soziale Privilegierung durch beruflichen Erfolg.

In einer Arbeitsgesellschaft, wie sie seit Jahrhunderten auch in Deutschland gelebt wird, wird die Integration in Erwerbsarbeit zu einem Schlüsselfaktor für Teilhabe oder Ausschluss aus allen wesentlichen Bezügen der Gesellschaft: Sie bestimmt die Tätigkeiten und Beziehungen

der Menschen untereinander, deren materielle Existenz, soziale Sicherheit, Persönlichkeitsentwicklung und Selbstbewusstsein; sie entscheidet über Möglichkeiten für kulturelle Inszenierungen und Ausdrucksformen, darüber nicht zuletzt auch über Zugangsvoraussetzungen zu bestimmten sozialen und kulturellen Milieus, Statuspositionen und Anerkennung und Prestige. Dass es zwischen beruflichem Erfolg, Drogenkonsum und möglichen Drogenproblemen bedeutsame soziale Zusammenhänge gibt, darauf verweisen die beiden höchst widersprüchlichen Modelle, die in unserer Gesellschaft für die Entwicklung von Konsummustern für Alkohol, Cannabis und andere Drogen existieren: In den Negativbotschaften der Suchtprävention muss für viele Erwachsene und Jugendliche der Drogenkonsum funktional erscheinen, um eine Vielzahl von Belastungen und Anspannungen zu lindern, erlebte Anfeindungen und Bedrohungen durch das soziale Umfeld sowie Einsamkeit, Leere und Perspektivlosigkeit aushaltbar zu machen. Damit wird der Drogenkonsum eher eine Ausdrucksform für Versagen, Verlust, Hoffnungslosigkeit und Abgrenzung.

In den gelebten sozialen Bezügen erfüllt der Drogenkonsum jedoch eher soziale, jugendkulturelle und distinktive Bedürfnisse, die mit Selbstdarstellung, Lust und Genuss verbunden sind: Symbolisierung von Highlife, Herausgehobenheit oder auch nur des „Erwachsenseins“, Provokation durch Übertreten gesetzter Regeln, Eröffnung eines Zugangs zu bestimmten Gruppenzusammenhängen und sozialer Milieus, Leistungsvergleich durch spielerischen Umgang mit den Substanzen, Neugier und Erlebnishunger, Streben nach Grenzerfahrung usw. Insbesondere, wenn der Konsum psychoaktiver Substanzen auf den erreichten Status und die gelungene Karriere des Konsumierenden hinweist, steht Drogenkonsum eher für Erfolg und damit für Nachahmung.

### **Drogenkonsum und berufliche Erfolg**

Ein Blick auf aktuelle epidemiologische Daten vermittelt seit Jahren ein allgemein bekanntes Bild: An höheren Schul- (Gymnasien) und Ausbildungseinrichtungen (Hochschulen) konsumieren mehr Jugendliche illegalisierte Drogen, als gleichaltrige Jugendliche, die eine Berufsausbildung durchlaufen haben oder bereits berufstätig sind (vgl. BzGA 2004). Dagegen rauchen deutlich weniger Jugendliche in höheren Schulformen; hier ist auch der Anteil der Nie-Raucher besonders hoch, während in Berufsschulen nicht nur der Anteil der Raucher höher, sondern auch der Anteil der Nie-Raucher deutlich geringer ist (vgl. BzGA 2006). Dagegen differieren die Höhe und Struktur des Alkoholkonsums bei Jugendlichen offensichtlich kaum – zumindest verweisen die ermittelten Daten nicht auf relevante Unterschiede zwischen verschiedenen Ausbildungseinrichtungen, die durchaus für verschiedene Ausbildungswege stehen (vgl. BzGA 2004).

Mit großer Wahrscheinlichkeit ändert sich dieses Bild jedoch im Erwachsenenalter. Dann wird berufliche Bildung offensichtlich zu einem wesentlichen Einflussfaktor für die Gestaltung des Alkoholkonsums und damit in Zusammenhang stehender Probleme. Leider gibt es in Deutschland schon seit Jahrzehnten keine Trinksittenforschung mehr, so dass kaum aktuelle repräsentative Daten dazu finden lassen, ob und wie sich der Drogenkonsum von Erwachsenen mit verschiedenen Bildungsabschlüssen und in Abhängigkeit von der Art der Erwerbstätigkeit unterscheidet<sup>3</sup>. Allerdings lässt ein Blick auf klinikübergreifende Daten von Patienten, die in Fachkliniken für Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit behandelt wurden, aufhorchen. Hier fällt sofort ins Auge, dass erwerbslose und nicht-erwerbstätige Männer genauso überrepräsentiert sind, wie Männer mit niedrigen Schul- und Ausbildungsabschlüssen (vgl. Fachverband Sucht 2005).

In der Regel überrascht diese Aussage keineswegs. Das Bild vom „armen Schlucker“ wurde geradezu sprichwörtlich in unseren Sprachschatz übernommen. Es verweist auf die Denktradition, nach der Armut das Produkt eines übermäßigen Alkohol-/Drogenkonsums sei. Dennoch lohnt

---

<sup>3</sup> Selbst in der „Repräsentativerhebung zum Gebrauch und Missbrauch psychoaktiver Substanzen bei Erwachsenen in Deutschland“, die 2003 vom IFT Institut für Therapieforchung (Kraus, Augustin, Orth 2005) durchgeführt wurde, wird nur zwischen Geschlechts- und Altersgruppen unterschieden.

das Hinterfragen dieser empirischen Fakten: Warum sind unter den erwerbslosen Problemtrinkern so viele Männer mit niedrigem Schulabschluss? Zur Erinnerung: Im Jugendalter differiert der Alkoholkonsum von Schülern verschiedener Bildungseinrichtungen nicht! Das bedeutet, dass zunächst nicht davon auszugehen ist, dass durch Bildungsmilieus ein hoher Alkoholkonsum angelegt wird, der folgerichtig höhere Risiken für Erwerbslosigkeit bedingt. Zudem ist Erwerbslosigkeit unter den Bedingungen der Massenarbeitslosigkeit in Deutschland auch längst kein „Privileg“ mehr von Arbeitssuchenden mit niedriger Ausbildung. Wenn also Erwerbslosigkeit regelhaft eine existenzgefährdende, sozial isolierende und psychisch belastende Lebensform darstellt (vgl. Henkel 1998, S.114), warum finden sich dann unter den Patienten von Entwöhnungskliniken nicht auch mehr Arbeitslose mit höheren Bildungsabschlüssen? Wie unterscheiden sich also Jugendliche mit geringer von denen mit höherer Ausbildung, wenn sie eine Erwerbstätigkeit aufnehmen oder aber, wenn sie keine Anstellung finden? Im Fall einer Erwerbslosigkeit kann dann davon ausgegangen werden, dass sich beide Gruppen in prekären Lebenslagen wieder finden. Diese Lebenssituation legt auf Grund der begrenzten finanziellen Mittel nicht unbedingt einen exzessiven Alkoholkonsum nahe. Immerhin gibt es in der Gruppe der Arbeitslosen einen deutlich höheren Prozentsatz an Abstinente(n) und wenig Konsumierenden, als in der Gruppe der Erwerbstätigen (vgl. Henkel 1998, S. 103) – allerdings, die meisten von ihnen Frauen! Andererseits gibt es auch genügend Hinweise darauf, dass sich gerade in den einkommensschwachen sozialen Gruppen die mit Abstand höchsten Quoten an Rauchern, gesundheitlich riskanten Alkoholkonsumenten und Alkoholabhängigen finden (vgl. Henkel, Vogt 1998, S.9) – allerdings, die meisten von ihnen Männer!

Unbestritten existieren Zusammenhänge zwischen sozialer Benachteiligung und überproportional hohen Risiken, Drogen wie Tabak, Alkohol oder auch beide exzessiv zu konsumieren. Ganz offensichtlich repräsentieren diese empirischen Befunde soziale Unterschiede, für die eine zusätzliche geschlechtsspezifische Betrachtung geboten ist. Insofern ist zugespitzt zu fragen: Welche Hintergründe vermögen diese „drogenbiographisch“ höchst widersprüchlichen Entwicklungen zwischen wenig gebildeten und höher gebildeten erwerbslosen Männern erklären, die schließlich eine soziale Ungleichheit in Bezug auf das Risiko riskanter oder missglückter Umgangsformen beispielsweise mit Alkohol hervorbringen? Für die Erarbeitung von Erklärungen soll auf das oben dargestellte Denkmuster, Drogenkonsum als Teil der Kultur sozialer Schichten und Gruppen zu verstehen, zurückgegriffen werden.

### **Alkoholkonsum und berufliche Erfolglosigkeit: Die trinkenden Verlierer-Männer**

Die oben genannten empirischen Sachverhalte legen nahe, die Beziehung zwischen Alkoholkonsum und Geschlecht und in einem weiteren Schritt zwischen Alkoholproblemen, einschließlich Abhängigkeit, und Geschlecht neu auszuloten und dabei vor allem auf die Ergebnisse der Männerforschung zurückzugreifen.

In diesen wird ausdrücklich darauf verwiesen, Drogenkonsum von Männern, nicht wie bisher, allein als eher passive Reaktion auf Problemlagen zu interpretieren. Plädiert wird vielmehr, männlichen Drogenkonsum stärker als Aktivität von Männern zu verstehen, durch die Drogenkonsum zu einem funktionalen, zielgerichtet eingesetzten Instrument wird und eine wesentliche Bedeutung bei der Herstellung männlicher Geschlechtsidentität erhält (vgl. Stöver 2006, S.29). Herausgestellt wird zugleich, dass in allen sozialen Milieus klare Rollensets für das Mannsein existieren, die in der Regel ohne ausdrückliche Nachfrage übernommen werden und dem Handeln Orientierung geben. Diese sozial definierten Dimensionen von Männlichkeit sind sowohl unter Männern als auch unter Frauen tradiert und werden durch gegenseitiges Verhalten auch immer neu hergestellt, wenn dabei z. T. auch nuanciert und abgeändert. Allen Modernisierungstendenzen zum Trotz schreiben diese Muster Männern noch immer die Rollen des Ernährers/Versorgers, Schützenden und auch sonst Überlegenden zu und legen ihnen damit Verhaltensstile wie Leistungsstreben, Härte, Macht, Distanz und Konkurrenz nahe.

Dabei wird Männlichkeit nicht allein gegenüber Frauen demonstriert, sondern auch gegenüber den eigenen Geschlechtsgenossen (Stöver 2006, S. 27). Folgerichtig ist das Handeln von Männern immer auch in seiner Einordnung in Hierarchisierungsprozesse zu sehen, die sowohl in den eigenen Milieus und Generationen, als auch zwischen verschiedenen sozialen Gruppen, Generationen und Milieus stattfinden und die zentrale Bedeutung von Wettkampf, Konkurrenz, Rivalität und Sieg (ebenda, S. 28) in männlichen Mentalitäten begründen.

Diese nach wie vor gültigen Muster der Inszenierung von Männlichkeit erklären zugleich, warum insbesondere Alkoholkonsum ein traditionell eingebranntes und noch immer hoch besetztes Medium ist, um Männlichkeit herzustellen. Eingeordnet vor allem auf dem Koordinatensystem von Macht und Gruppenerleben lässt sich sogar eine Kommunikation in der „Sprache des Alkohols“ aufzeigen (Pech 2006, S. 41). Über diese kann noch immer demonstriert werden, was ein „ganzer Kerl“ ist. Indem in bestimmten Gruppenbezügen mit und über exzessiven Alkoholkonsum Unbesiegbarkeit, Aggressivität, Durchsetzungsvermögen und Überlegenheitsansprüche angezeigt werden können, wird Drogenkonsum in sozialen Milieus und bestimmten Situationen zu einem gesellschaftlichen Platzanweiser (Rudolf 2006, S. 103) im Sinne von sozialem Stilelement und Medium der Positionierung von Männern.

Aus diesen allgemeinen Betrachtungen zum Mannsein in unserer Gesellschaft lässt sich nunmehr erschließen, warum insbesondere erwerbslose Männer mit niedriger Ausbildung ein besonderes Risiko haben, problematische Formen des Drogenkonsums zu entwickeln.

Erwerbslosigkeit wird zunächst für alle Männer gleichermaßen zu einem akuten Bedrohungsszenario ihres Mannseins. Die mit der Erwerbslosigkeit verknüpften Einschränkungen an ökonomischer Macht, an Möglichkeiten für Einflussnahme und Durchsetzungsfähigkeit sowie der vielfach diskreditierte öffentliche Status zwingen erwerbslose Männer nicht nur, der ihnen zugesprochenen traditionellen Ernährer- und Schützerrolle nicht angemessen nachkommen zu können und sich statt dessen unterordnen zu müssen. Erwerbslose Männer haben es zugleich schwer, gegenüber anderen Männern in Konkurrenz um Autorität, Anerkennung und Hegemonie zu treten (vgl. Pech 2006, S. 31); sind doch die dafür möglichen Situationen und Bereiche erheblich eingeschränkt.

Erwerbslose Männer mit höheren Bildungs- und Ausbildungsabschlüssen haben immerhin Statussymbole erworben, die zu den hohen ideellen Werten der Gesellschaft zählen, mit denen sie erfolgreich in Konkurrenz zu anderen treten können und mit denen in der Gesellschaft immer noch Hoffnungsversprechen verknüpft sind, einem Zugang zu gut bezahlter Erwerbsarbeit, zu sinnvoller Beschäftigung oder zu Aufstiegschancen zu erhalten.

Anders bei erwerbslosen Männern mit niedriger Bildung. Sie erfahren ihre tatsächlichen Perspektiven permanent durch negative Rückmeldungen, verursacht durch fehlende Fähigkeiten und Fertigkeiten, mit denen sie aus vielen Bereichen möglicher Erwerbsarbeit, aber auch aus allgemeinen sozialen Bezügen immer wieder ausgeschlossen, zumindest aber in diesen diskreditiert werden. Sie müssen sich auch damit abfinden, dass ihre materiellen Ressourcen begrenzt sind und damit für sie die als wünschens- und erstrebenswert dargestellten Konsumangebote kaum erreichbar sind. Damit sind die Möglichkeiten höchst eingeschränkt, sich selbst und wie von der kulturell geformten Präsentation des Mannseins nahe legt (vgl. Pech 2006, S.43) in der Zugehörigkeit zu einer überlegenen Gruppe darzustellen.

In dieser sozialen Lage erhält insbesondere der Alkoholkonsum eine kaum zu ersetzende Stützfunktion. Seine Inszenierung wird zu einer wichtigen Bastion bedrohter Männeridentität nach innen und entfaltet seine beheimatenden Wirkungen innerhalb sozialer Milieus ebenso wie in seiner Abgrenzungsfunktion nach außen. In Konsumgemeinschaften werden über Drogenkonsum Beziehungen immer wieder gestaltet und rituell bekräftigt, wird Nähe geschaffen und durch das geregelte Miteinander Gemeinschaft hergestellt. Innerhalb dieser Männergemeinschaften und durch deren Inszenierungen auch gegenüber Außenstehenden, Frauen wie Männern, können die für das Mannsein so wichtigen Koordinaten Macht und Gruppenerleben geschaffen und die

durch die unterprivilegierte Lebenslage bedrohte Männeridentität konsolidiert und gesichert werden.

Mit diesen Funktionen wird der Drogenkonsum umso bedeutungsvoller, je realer das soziale Gefüge der erwerbslosen, niedrig qualifizierten Männer bedroht ist bzw. je weniger andere Möglichkeiten der Selbstpräsentation von „Grandiosität“, des „Über-sich-Hinauswachsens“ und des Erlebens von Gemeinschaft und Antriebssteigerung gegeben sind. Darüber hinaus wird der Drogenkonsum auf vielfältige Weise und mit Bezug zur jeweiligen Lebenslage auf typisch männliche Weise funktionalisiert: Um Fiktionen aufrecht zu erhalten, Niederlagen zu entschuldigen, Nähe zu Gemeinschaften und Distanz zu anderen sozialen Gruppen herzustellen, Auflehnung indirekt zu ermöglichen, Versorgung zu sichern, Überlegenheitsgefühle auszuleben, Unbesiegbarkeit und Stärke zu zeigen, Versagensängste und Versagen zu kompensieren u. ä. (Wulf 2006, S. 126).

Diese immer wiederkehrenden, höchst funktionalen und kaum auf andere Weise ersetzbaren Zusammenhänge sorgen schließlich dafür, dass exzessiver Drogenkonsum zu einem stilprägenden Element der Alltagskultur bestimmter sozialer Milieus, sozialer Gruppen und schließlich auch des einzelnen Mannes wird. Die Hintergründe für die Inszenierung des exzessiven Drogenkonsums kann der einzelne selbst oft nur noch schwer durchschauen, diesem kann er sich auch kaum noch entziehen und zu diesem kann er auch nur schwer Alternativen entwickeln und leben. Änderungsversuche hin zu Mäßigkeit oder gar Abstinenz müssen vor dem Hintergrund der traditionell vorgegebenen Selbstpräsentation des Mannseins und seiner besonderen Konturierung in sozial benachteiligten Gruppen als weitere Schwäche, als ein weiteres Nicht-beherrschen-Können, als weiterer Verzicht, als weiteres Versagen, als weiteres Nicht-mehr-Dürfen usw. gelten und ist deshalb von Männern kaum hinnehmbar. Derart und auf verschiedene Weise in diese alltagskulturellen Bezüge eingeklemmt, sind erwerbslose Männer mit niedrigen Bildungsabschlüssen folgerichtig mit besonderen Risiken konfrontiert, einen problematischen Drogenkonsum zu entwickeln.

Erschwerend kommt hinzu, dass auch der soziale Umgang mit Mäßigkeitsbotschaften, Präventionsangeboten und Therapieanweisungen in diesen Mix aus männer- und schichtspezifischen Zusammenhängen eingeordnet ist und sich daraus weitere Probleme und Schwierigkeiten für die Entwicklung gelungener Formen des Drogenkonsums ergeben.

Gemeinhin klagen alle gesundheitspolitischen Betrachtungen, dass insbesondere bildungsferne und unterprivilegierte soziale Gruppen kaum und Männer dieser Milieus schon gar nicht von Botschaften erreicht werden, die eine Änderung des Gesundheitsverhaltens empfehlen. Dies wird in der Regel mit mangelnden Fähigkeiten argumentiert, die gegebenen Botschaften zunächst überhaupt aufnehmen, verstehen und schließlich auch umsetzen zu können. Ein anderes Bild zeichnet sich ab, wenn ausdrücklich eine männerspezifische Betrachtung Grundlage des Nachdenkens wird.

Es gilt zu bedenken, dass die heutigen Drogengebote und -verbote der Gesellschaft in der Regel nicht aus alten Zeiten stammen und damit überliefert sind. Sie argumentieren vielmehr medizinisch funktional, sind damit hochmodern legitimiert und werden in einem rationalistischen Duktus vorgetragen. Die begrenzten Möglichkeiten, diesen Botschaften folgen zu können, ergeben sich jedoch keineswegs allein aus Verständnisschwierigkeiten – wie oft angenommen wird. Wichtig wird auch der Fakt, dass ein dezidiertes medizinisches Grundwissen zur Richtgröße erhoben wird, von dem die meisten unterprivilegierten Gruppen der Gesellschaft ausgeschlossen sind und dem sie sich, entsprechend ihren gelebten kulturellen Codes auch mehr oder weniger energisch verweigern.

Hinzu kommt, dass die in der Gesellschaft formulierten Regeln zum Drogenkonsum in ihrer Wirkung auf der Macht wissenschaftlicher Autoritäten beruhen: Es sind in der Regel höchst privilegierte Männer, die Kraft ihrer sozialen Stellung einen für unterprivilegierte Männer uneinholbaren Vorsprung in Bezug auf wichtige Aspekte einer Männeridentität haben. Diese verkün-

den nun, was als Maxime auch für das Handeln derjenigen Männer gelten soll, die in wichtigen Aspekten ihres Mannseins benachteiligt sind. Nicht allein, dass mit diesen Argumentationsfiguren Drogen vollständig aus ihren symbolischen Bedeutungskontexten herausgelöst, von den persönlichen Geschichten abgekoppelt und auf ihre chemischen Bestandteile reduziert werden. Damit verbunden sind zugleich Normierungs- und Unterwerfungsstrukturen, die von den geistigen Eliten ausgehen, die von unterprivilegierten Frauen durchaus befolgt, von den unterprivilegierten Männern aber nur schwer akzeptiert werden können. Die durch medizinisches Wissen versachlichte Debatte steht den eigenen sozialen, persönlichen Bindungen, Traditionen und Schutzmöglichkeiten für bedrohte Männeridentitäten nicht nur entgegen, sondern droht sogar, diese zu enteignen.

Indem übergangen wird, was Drogen für die einzelnen Männer und ihre Milieus emotional bedeuten und welche Gruppenbindungen darin eingelagert sind, erzeugt das Propagieren von Ascese permanent Versagenserfahrungen, schlechtes Gewissen und Scham. Es kommt deshalb einem Akt der Selbstbehauptung gleich, sich gegen Änderungsversuche zu wehren, die alten vertrauten Rituale zu pflegen und die letzte, höchst wichtige Bastion des Mannseins zu verteidigen: Immerhin können sich unterprivilegierte „ganze Kerle“ über exzessiven Drogenkonsum in Bezug auf Härte, Aggressivität, Belastbarkeit, Überlegenheit, Unbesiegbarkeit, Stärke usw. als den privilegierten Männern (Arzt, Therapeut, Wissenschaftler) überlegen beweisen. Möglicherweise sind gerade für unterprivilegierte Männer die Rückgriffe auf derart rigide und traditionelle Männerbilder ein letzter klarer Bezugspunkt und eine sichere Zuflucht, mit der sie angesichts ihrer prekären Lebenslage eine Markierung für die bedrohten männlichen Identitäten schaffen.

Darüber hinaus wird mit einer mehr oder weniger klar vorgenommenen Verweigerung gegenüber gesundheitsrelevanten Forderungen zugleich die Abspaltung von Genuss zurückgewiesen, die diesen Botschaften in der Regel anhaftet. Die Tilgung von Lust und Vergnügen aus der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Drogenkonsum macht diesen zu etwas moralisch Verwerflichem und Lasterhaftem. Letztlich werden damit jedoch nicht allein die spezifischen Vergnügestile der in den Blick genommenen sozialen Gruppen und Lebensformen diskreditiert. Die Präventionsbotschaften transportieren zugleich normative Kontrollversuche der privilegierten geistigen Elite in Bezug auf Lust und Vergnügen, deren Befolgen durch die Instanzen der sozialen Kontrolle insbesondere durch unterprivilegierte soziale Gruppen auch angemahnt und durchgesetzt wird. Dies erzeugt eine umso größere Dauerfrustration, je geringer andere Möglichkeiten für ein Ausleben entsprechender Bedürfnisse und für eine Zurückweisung oder einen Schutz vor der sozialen Kontrolle sind.

Aus dem Gefüge von Männeridentitäten und der darin verankerten zentralen Bedeutung von Wettkampf, Konkurrenz, Rivalität und Sieg leiten sich als typisch männliche Reaktionsmuster eher ein brüskiertes Zurückweisen entsprechender gesundheitsrelevanter Botschaften und Empfehlungen, ein mehr oder weniger deutlich vorgetragenes Sich-Wehren gegen Änderungsforderungen und das demonstrative Ignorieren und Überschreiten gesetzter Normen ab. Zum Thema wird also nicht allein, wieweit der einzelne um drogenbedingte Risiken im Allgemeinen weiß und wieweit er die Relevanz dieser Risiken für sich selbst wahrnimmt. In die Betrachtung einzubeziehen ist zugleich, wieweit Männer in bestimmten sozialen Milieus kraft ihres gelebten unterprivilegierten Mannseins einem „optimistischen“ Fehlschluss in Sinne einer Unverletzlichkeit der eigenen Person unterliegen, durch den sie mögliche Risiken unterschätzen oder sich selbst für unverwundbar für die bei anderen beobachteten negativen Entwicklungen halten.

In diesen Denküben wird deutlich, dass unterprivilegierte erwerbslose Männer bei der nachhaltigen Entwicklung sozial akzeptierter, unproblematischer Drogenkonsumformen deutlich benachteiligt sind. Diese Benachteiligungen ergeben sich jedoch nicht aus, in Relation zu anderen sozialen Gruppen begrenzten materiellen und finanziellen Lebenslagen. Für das Zustandekommen von Benachteiligungen sind weit komplexere Zusammenhänge mitzudenken, wobei insbe-

sondere der Blick auf Erklärungsmuster der Genderforschung höchst ertragreich erscheint. Er führt zu Erklärungsmustern, die nicht allein theoretisch anregend sind, sondern für die Praxis der Hilfe und Unterstützung weitreichende Folgen hat. Indem über diese Denkmodelle bisherige Angebote (psychotherapeutische Ausdeutungen) und die Art ihrer Vermittlung (wenig gendersensible) problematisiert werden (vgl. Vosshagen 2006, S. 135), steht die Praxis vieler therapeutischer Einrichtungen auf dem Prüfstand, in denen sich überrepräsentiert viele erwerbslose Männer mit geringer Bildung wieder finden und mit denen die Ursachen für ganz spezifische Alkoholprobleme zu bewältigen sind.

### **Alkoholkonsum und beruflicher Erfolg: Die trinkenden Power-Frauen**

Im Rahmen frauenspezifischer Suchtforschung ist längst herausgestellt worden, dass der Drogenkonsum auch für Frauen der Darstellung und Positionierung des Frauseins dient, d. h. sowohl an der Inszenierung von Frauenidentitäten, an der Gestaltung von Beziehungen zu Männern und zu den Geschlechtsgenossinnen beteiligt ist (vgl. Scheffler 2002, S. 26). Allerdings ist für Frauen eher ein defensiver, mäßiger Alkoholkonsum, vielfach auch eher das Abstinenzgebot traditionell verankert. Insofern eignet sich exzessiver Alkoholkonsum kaum, um eine Identität als Frau herzustellen, sich Positionen in Gemeinschaften rückzuversichern oder sich über das Trinken in Konkurrenzsituationen um Macht, Einfluss und Überlegenheit zu begeben. Aus diesen Bezügen heraus dürften Frauen, unabhängig davon, ob sie sich in privilegierten oder unterprivilegierten Lebenssituationen befinden, kaum gefährdet sein, einen problematischen Alkoholkonsum zu entwickeln.

Und dennoch resultieren aus diesen kulturellen Konstrukten für Frauen höchst gegensätzliche Lebens- und Umgehensweisen mit Alkohol: Der zumindest mengenmäßig riskante Alkoholkonsum wird eher zu einem Verhalten erfolgreicher, älter Frauen, mit hohem Schulabschluss und akademischer Ausbildung, in festen Arbeitsverhältnissen, mit einem anspruchsvollen Beruf, der einen hohen Grad an Autonomie erlaubt, ein gutes Einkommen sichert und die privat eher allein leben oder geschieden sind (vgl. Franke et. al. 2001, S. 191). Trotz des hohen und sehr hohen Alkoholkonsums unterliegen diese Frauen keineswegs einem erhöhten Risiko, eine Abhängigkeit zu entwickeln (vgl. ebenda S. 182) und sind deshalb in der Regel kaum im therapeutischen Hilfesystem zu finden: Forscherinnen verweisen ausdrücklich darauf, dass sich die um therapeutische Hilfe nachfragenden Frauen in fast allen analysierten Dimensionen von den Vieltrinkerinnen wesentlich unterscheiden, so dass davon auszugehen ist, dass Vieltrinkerinnen und um Hilfe nachfragende Frauen mit Abhängigkeitsdiagnose mit großer Wahrscheinlichkeit aus jeweils ganz verschiedene Gruppen kommen (vgl. ebenda 2001, S. 78). Diese überraschende Sachlage fordert geradezu heraus, Erklärungen wieder mit Rückgriff auf die Genderforschung zu entwickeln.

Wie für Suchtforschung regelmäßig praktiziert, näherte man sich auch diesen vieltrinkenden Powerfrauen zunächst mit einem Defizitansatz. In der Hoffnung, durch mögliche Negativausprägungen diese Befunde erklären zu können, wurden eine Vielzahl von Lebensbezügen und psychische Konstellationen in den Blick genommen. Zur Verwunderung der Forscherinnen stellen sich jedoch Frauen mit hohem bzw. sehr hohem Alkoholkonsum „... im Allgemeinen als sehr zufriedene und kompetente Gruppe dar. Mit ihrer beruflichen und finanziellen Situation sind sie einverstanden, ihre häuslichen Arbeitsbedingungen bewerten sie sogar besser als substanzunauffällige Frauen. Sie fühlen sich sozial nicht überlastet und gut unterstützt, ihr Kohärenzgefühl ist so hoch wie das der substanzunauffälligen Frauen, von denen sie sich auch hinsichtlich ihrer Fähigkeit zu genießen und sich etwas Gutes zu gönnen, nicht unterscheiden. Sie reagieren weder depressiver noch ängstlicher oder wütender in schwierigen Situationen, bewerten ihre Gefühle nicht negativer und halten sie für wichtig, kontrollieren sie nicht stärker und zeigen sie: lediglich ihre Tendenz, in schwierigen Situationen zuversichtlich zu reagieren ist etwas geringer ausgeprägt und sie neigen dazu, sich rational mit Gefühlen auseinander zu setzen. Insgesamt handelt es sich hier somit nicht um eine auffällige Gruppe – abgesehen eben von dem durchaus bemerk-

kenswerten Alkoholkonsum.“ (Franke et. al. 2001, S. 191). Damit wird deutlich, dass der hohe und sehr hohe Alkoholkonsum der erfolgreichen Frauen weder als Spannungs- und Problemlösungsverhalten, noch als Kompensations- und Ersatzhandeln gedeutet werden kann. Insofern helfen die klassischen suchttheoretischen Deutungsmuster nicht weiter.

Um sich dem Phänomen der vieltrinkenden Powerfrauen zu nähern, die dennoch kaum durch das Risiko deutlicher Alkoholprobleme bedroht sind, soll wiederum auf milieu- und schichtspezifische Zusammenhänge zurückgegriffen werden. Dies liegt schon deshalb nahe, weil auch die vieltrinkenden Erfolgsfrauen ihren Alkoholkonsum mit der Demonstration ihres Status, ihrer Gruppenzugehörigkeit und einer bestimmten persönlichen Kultur verknüpfen. In dieser haben natürlich auch die für sie wichtigen Arbeitsbeziehungen ihren gebührenden Platz (vgl. Bloomfield et. al. 1999, S. 269). Der hier inszenierte Alkoholkonsum schafft auch für Frauen Zugehörigkeit und Gemeinschaft und hat damit beheimatende Wirkungen. Dies allein erklärt das Vieltrinken der Erfolgsfrauen jedoch nicht, zumal es Hinweise darauf gibt, dass diese Frauen offenbar Alkohol nicht unbedingt nur in geselliger Runde unter ihresgleichen trinken: Mit zunehmendem Alkoholkonsum sinkt der Anteil der im Bekannten- und Freundeskreis trinkenden Frauen bei gleichzeitigem Anstieg der Frauen, die allein trinken (vgl. Franke et. al., 1999, S. 39).

Für das Verstehen ist sich zu vergegenwärtigen, dass sich hochqualifizierte Erfolgsfrauen mit ihrer biographischen Entwicklung besonders weit von den in der Gesellschaft vorgegebenen Idealbildern zum Frausein entfernt haben. Aber auch um in dieser nach wie vor von Männern dominierten Arbeitswelt bestehen zu können, müssen sie sich von vielen Aspekten traditionaler Frauenrollen entfernen, die eine Fokussierung auf Mütterlichkeit, Fürsorge und Opferbereitschaft nahe legen. Insofern leben sie auch in vielen anderen Lebensbezügen ein Kontrastbild zu populären Frauenidentitäten.<sup>4</sup> Dieses Leben gegen die durchschnittlichen normativen Vorgaben einer „weiblichen Normalbiographie“ wird allerdings durch beruflichen Erfolg, Selbstbestätigung, Zugänge zu Macht und Einfluss sowie durch gesicherte materielle und finanzielle Ressourcen nicht nur in ihren Milieus, sondern auch darüber hinaus positiv bestätigt. Das auch für Außenstehende sichtbare Prestige vermittelt zudem förderliche Impulse, um auch höchst private gesellschaftliche und familiäre Beziehungsgefüge in eine andere, nicht genormte Balance zu bringen, in diesen Anpassungsprozessen affektive Valenzen neu zu strukturieren und psychisch gut zu haushalten. Die den Powerfrauen eingeräumte relative Autonomie in ihrem beruflichen und privaten Lebensbezügen ermöglicht zugleich eine Konsistenz ihrer Lebensvollzüge, d. h. Klarheit in Bezug auf die die gestellten Erwartungen, klare Zuständigkeiten und geregelte Abläufe. Für nachhaltigen Erfolg sind zugleich im hohen Maße Selbstregulierungsfähigkeiten gefordert, die entlang zunehmend mehr verinnerlichter Selbstzwänge abverlangt werden und kaum noch mit defensiven Bewältigungsmustern, einem Selbsterleben in Abhängigkeit und mit geringen Kontrollüberzeugungen kompatibel sind.

In diese Lebensformen ist auch der Alkoholkonsum der Erfolgsfrauen mit feinen Fäden eingewoben. Es dürfte nicht überraschen, dass Erfolgsfrauen, wie in ihrer Biographie insgesamt, auch beim Alkoholtrinken keinen „weiblichen Normaltrinkmustern“ folgen. Eher gestalten sie selbstbewusst auch durch den Alkoholkonsum ihren Minderheitenstatus. Wohl auch deshalb verbinden sie mit ihrem auch öffentlich inszenierten Alkoholkonsum kaum Versagens-, Scham- und Schuldgefühle (vgl. Scheffler 2002, S. 26). Mit ihrem Alkoholkonsum stellen sie nicht nur demonstrativ dar, dass ihnen die Balance zwischen dem Herstellen des sich selbst kontrollierenden, triebgezügelter Subjekts, das die ihm zugewiesene Verantwortung für sich auch übernimmt einerseits und auch einem relativ hohen Alkoholkonsum andererseits gelingt. Eine Vielzahl der von ihnen in ihrer biographischen Entwicklung abgeforderten Fähigkeiten und Fertigkeiten werden zugleich zu entscheidenden, geradezu generalisierten Widerstandsressourcen, um auch einen mengenmäßig relativ hohen Alkoholkonsum in seinen physischen, psychischen und sozialen Wirkungen regulieren und kontrollieren zu können. Zu den relevanten Variablen in Zusammen-

---

<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang sei beispielhaft an die geringen Geburtenraten von Akademikerinnen erinnert.

hang mit der Kontrolle des Alkoholkonsums gehören beispielsweise die den Erfolgsfrauen eingeräumte Konsistenz in ihren Lebensbezügen (vgl. Franke, a. a. O., S. 183), eine positive Einstellung zu Genuss (ebenda, S. 184), in schwierigen Situationen nicht ängstlich zu reagieren (ebenda, S. 185), Kohärenzgefühl, euthymes Erleben und die Zufriedenheit mit der psychischen Befindlichkeit (ebenda, S. 189). Selbst die Sachlage, dass Erfolgsfrauen Emotionen, die nicht direkt zielbewusstes Handeln unterstützen und der Effizienz des Handelns abträglich sind, negativ bewerten und deshalb kontrollieren und regulieren (ebenda, S. 45), stellt sich als eine wichtige internale Ressource heraus, die sich auch als protektiv gegenüber einer Abhängigkeitsentwicklung erweist (ebenda, S. 189). Gerade mit diesen persönlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten haben sie sich jedoch nicht nur relativ weit von den in unserer Gesellschaft geltenden Frauenbildern entfernt. Sie haben sich zugleich eher dem Ideal des dynamischen, rational planenden, sich sachlich auseinandersetzenen „Machers“ genähert, das bis heute immer noch ausdrücklich Männern vorbehalten bleibt und als Teil einer Frauenidentität in der Regel diskreditiert und abgewertet wird. Die Übernahme der Identitätsstruktur als „Macher“ ist für Frauen zudem höchst ambivalent: Sie verweist zum einen darauf, dass Erfolgsfrauen durchaus bereit sind, sich deutlich von den orientierungsstiftenden, normierenden Instanzen, Werte und Vorgaben für weibliche Normalbiographien zu lösen. Sie sorgen jedoch zugleich dafür, dass in Bezug auf Alkohol kaum eine Verunsicherung, Entgrenzung oder gar Haltlosigkeit drohen. Zugute kommt den privilegierten Erfolgsfrauen zugleich, dass sie selbst Teil der geistigen Elite der Gesellschaft sind, von daher die Aussagen und Vorgaben medizinischer Experten nicht als Diskreditierung und normativer Kontrollversuche ihrer Vergnügungsstile interpretieren und zurückweisen müssen, sondern sich den dahinter stehenden gesundheitsrelevanten Botschaften vorbehaltlos öffnen können. Nachvollziehbar wird, dass sich aus den privilegierten Lebenssituationen der vieltrinkenden Powerfrauen eine Vielzahl protektiver Zusammenhänge ergeben, die das Risiko, schließlich durch eine Alkoholabhängigkeit auffällig zu werden, für diese soziale Gruppe deutlich senkt. Wiederum erweist es sich als unterkomplex, allein die besser materielle und finanzielle soziale Lage als Widerstandsressource für Alkoholabhängigkeit in den Blick zu nehmen. Bei genauerer Betrachtung hat die materielle Sicherheit sogar einen höchst untergeordneten Platz unter den vielfältigen höchst komplexen Interdependenzen.

### **Ausblick**

Die vorgestellten Skizzen verdeutlichen, dass Drogenkonsum als sozial geprägtes Phänomen wahrzunehmen und als außergewöhnlich komplexe soziale Handlung zu verstehen ist. Folgerichtig liegen selbst den jeweiligen individuellen Drogenproblemen sehr differenzierte Wirkungszusammenhänge mit vielfältigen sozialen Deutungen zugrunde, die auch als solche zu erkennen und zu bearbeiten sind. Sowohl Forschungen als auch Hilfe und Unterstützung bei Drogenkonsum haben insofern selbstverständlich von der sozialen Unterschiedlichkeit sowohl des Drogenkonsums als auch der konkreten Struktur und Ausprägung von Drogenproblemen auszugehen. Sie müssen damit vor allem den bisherigen, hegemonial vorgetragenen medizinischen und therapeutischen Aussagen widersprechen, nach denen alle Menschen gleichermaßen von gesundheitlichen Schäden durch Drogenkonsum und von einer Gefährdung durch die Entwicklung einer Abhängigkeitserkrankung betroffen sind. Mit diesen vereinheitlichenden Aussagen koppeln medizinalisierende und therapeutisierende Argumentationen Drogenkonsum und damit möglicherweise verbundene Drogenprobleme von ihren spezifischen sozialen Bedeutungskontexten und persönlichen Geschichten ab und reduzieren die Diskurse auf die chemische Bestandteile, die mit Drogen zugeführt werden. Übersehen wird damit, dass auch exzessiver Drogenkonsum vor sozial unterschiedlichen Hintergründen entsteht, deshalb auf jeweils sehr verschiedene Art und Weise problematisiert werden muss und der Bedarf an Hilfe und Unterstützung unterschiedlich hoch ist. Seine Realisierung braucht auch inhaltlich jeweils sozial differenzierte Konzepte, mit unterschiedlich strukturierten Zielen, Angeboten und Methoden, die wiederum auf soziale Unterschiedlichkeiten Bezug zu nehmen haben. Sehr vereinfachend ge-

sagt: Der Pluralisierung der Lebensstile und Lebensformen folgt auch eine Pluralisierung des Drogenkonsums, durch den auch eine Pluralisierung von Drogenproblemen vorangetrieben wird, die eine weitere Differenzierung und Individualisierung von Hilfestellungen bei deren Bewältigung notwendig macht. Das traditionelle Muster, nach der es physiologische Besonderheiten seien, die eine besondere Vulnerabilität für Drogenprobleme hervorbringen und nach der die Diagnose Abhängigkeit alle Menschen zu gleichermaßen Betroffenen mache, protegiert allein therapeutische Angebote, die sich mit ihren auf Abstinenz orientierten Zielen und einheitlichen Behandlungsplänen einer notwendigen Flexibilisierung und Modernisierung widersetzen. Insofern ist das Mitdenken der jeweils spezifischen sozialen Besonderheiten von Lebensstilen und Lebensformen nicht nur Diskussionsanstoß und eine interessante Denkübung, die weiter empirisch zu fundieren ist. Es erweist sich, dass Drogenprobleme und von Drogenproblemen betroffene soziale Gruppen so unterschiedlich sind, dass eine zielgruppenunspezifische Prävention und Therapie ins Leere läuft. Dies auch dann, wenn zumindest zwischen Frauen und Männern unterschieden wird. Erforderlich und sinnvoll ist eine stärker schichtspezifische inhaltliche Ausrichtung, Organisation und Durchführung von Prävention, Hilfe und Unterstützung mit der auch die sozial unterschiedlichen inhaltlichen Fragestellungen und Probleme rund um den Drogenkonsum thematisiert werden können. Drogenprobleme und Abhängigkeit sind nicht kulturlose, ausschließlich biomedizinische und damit autonome Erkrankungen, sondern tragen das Gesicht der Kultur und des Milieus, in dem drogenkonsumierende Frauen und Männer jeweils leben.

Diskurse, die zur Entschlüsselung von empirischen Faktenlagen in Zusammenhang mit der sozialen Unterschiedlichkeit auch von Drogenkonsum beitragen, gewinnen zudem an Bedeutung, weil aus verschiedenen Gründen die Aufgaben des Betreuens und Erziehens von Heranwachsenden nachweislich aus der Familiensphäre ausgelagert und stattdessen zunehmend institutionell geleistet werden. Schulische und außerschulische Kinder- und Jugendeinrichtungen werden nunmehr zu Orten, an denen nicht nur ein bestimmtes Handeln stattfindet, sondern im günstigsten Fall auch normativ beeinflusst wird – so sind jedenfalls die sozialen Hoffnungen, die sich neuerdings wieder mit diesen Lernorten verbinden. Während diese neue Herausforderung für bestimmtes Handeln bereits erkannt und in Angriff genommen wird, gibt es für die Aufgabe des Heranführens und Begleitens Jugendlicher an die jeweilige Drogenkultur einer Gesellschaft bisher keinen Auftrag, keine Zuweisung, keinen Akteur und auch keine Strategie. Die gegenwärtige Suchtprävention mit ihren Ansätzen einer Erziehung zu Konsumvermeidung, Tabuisierung der Auseinandersetzung mit konkreten Formen des Drogenkonsums und der Fokussierung auf die Auseinandersetzung mit dem Krankheitsbild Abhängigkeit kommt diesem Auftrag nicht nach. Von ihr gehen kaum Impulse für die Entwicklung von Kompetenzen und Fähigkeiten sowie für die Aneignung von Kulturtechniken für einen genussorientierten, autonom gesteuerten und mit sozialen Anforderungen kompatiblen Drogenkonsum aus. Insofern besteht in diesem Bereich nicht nur ein Vakuum, das droht auch zu einem Wertevakuum zu werden, aus dem eine scheinbare Entgrenzung und Beliebigkeit des Drogenkonsums abgeleitet wird. Vergeben wird auf diese Weise auch die Chance, in Sozialisationsprozesse einzugreifen, mit denen die kulturelle Ausgestaltung des Drogenkonsums gelernt wird. Der unmittelbare pädagogische Umgang mit Drogenkonsum könnte die Möglichkeit, eröffnen andere, als nur die im eigenen Milieu erlebbaren und nachgeahmten Modelle, Umgangsweisen und Inszenierungen von Drogenkonsum kennenzulernen, vor diesem Hintergrund die eigenen Drogenkonsummuster hinterfragen zu lernen und nicht mehr ungebrochen zu übernehmen. Wenngleich damit natürlich die gegebenen sozialstrukturellen sozialen Ungleichheiten damit nicht beseitigt werden, könnte auf diese Weise jedoch die Rahmenbedingungen erweitert werden, um über schichtspezifische Benachteiligungen hinausgehen und Facetten eines gelungenen Drogenkonsums entwickeln zu können.

## **Literatur:**

- Bloomfield, K., Alström, S., Allamani, A., Choquet, M., Cipriani, F. et. al. (1999): Alcohol consumption and alcohol problems among women in European countries. Final report of European conference "Alcohol and Gender in Europe" Free University of Berlin: Institute for Medical Informatics, biostatistics & Epidemiology, Berlin
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2004): Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004, Köln
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2006): Förderung des Nichtrauchens - Wiederholungsbefragung, Juli 2003, Köln
- Fachverband Sucht e.V. (2005): Basisdokumentation 2005 – ausgewählte Daten zur Entwöhnungsbehandlung im Fachverband Sucht e. V.. In: Qualitätsförderung in der Entwöhnungsbehandlung, Band 13, Bonn
- Franke, A., Mohn, K., Sitzler, F., Welbrink, A., Witte, M. (2001): Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit bei Frauen – Risiken und Widerstandsfaktoren, Weinheim und München
- Henkel, D. (1998): Arbeitslosigkeit, Alkoholkonsum und Alkoholabhängigkeit: nationale und internationale Forschungsergebnisse. In: Henkel, D., Vogt, I. (Hrsg.) (1998): Sucht und Armut – Alkohol, Tabak, Medikamente, illegale Drogen, Opladen, S. 101-136
- Henkel, D., Vogt, I. (Hrsg.) (1998): Sucht und Armut – Alkohol, Tabak, Medikamente, illegale Drogen. Opladen
- Köhler, B. M. (1991): Gibt es eine Differenzierung des Ernährungsverhaltens? Sekundäranalytische Untersuchung sozialer Bestimmungsgrößen des Ernährungsverhaltens Erwachsener. In: WZB, Paper P91-208, Berlin
- Kraus, L., Augustin, R. & Orth, B. (2005). Repräsentativerhebung zum Gebrauch und Missbrauch psychoaktiver Substanzen bei Erwachsenen in Hamburg. Epidemiologischer Suchtsurvey 2003. In: IFT-Berichte Bd. 146. München: IFT Institut für Therapieforchung.
- Pech, D. (2006): Männlichkeitsbewältigungen – Sucht und Suchen aus der Perspektive kritischer Männerforschung. In: Jacob, J., Stöver, H. (Hrsg.) (2006): Sucht und Männlichkeiten – Entwicklungen in Theorie und Praxis der Suchtarbeit, Wiesbaden, S. 41-50
- Pittmann, D. J., Tate, R. L. (1974): A comparison of two treatment programs for alcoholics. Zitiert nach Emrick, C. D.(1974): A review of psychologically treatment of alcoholism. Quart. J. Stud. Alcohol 35(1974), S. 523-549
- Qensel, S. (1991): Substanz und Bedeutung des Drogenkonsums – eine Einleitung. In: Kappeler, M. (1991): Drogen und Kolonialismus – Zur Ideologiegeschichte des Drogenkonsums. Frankfurt/M.
- Rose, L. (2005): „Überfressene“ Kinder – Nachdenklichkeiten zur Ernährungs- und Gesundheitserziehung. In: Neue Praxis 1(2005), S. 19- 34
- Rudolf, M. (2006): Männlichkeit-Macht-Beziehung: Gendersensibilität und Professionalisierung in der Sozialen Arbeit. In: Jacob, J., Stöver, H. (Hrsg.) (2006): Sucht und Männlichkeiten – Entwicklungen in Theorie und Praxis der Suchtarbeit, Wiesbaden, S. 101-118
- Scheffler, S. (2002): Die Frauen, über die wir sprechen – Diskurse und Muster frauenspezifischer Suchtarbeit. In: Die Bundesrogenbeauftragte (2002): Frauen und Sucht. Dokumentation des BundesFrauenKongresses Sucht „Ungeschminkt“ am 5. und 6. September 2002, Berlin
- Stöver, H. (2006): Mann, Rausch, Sucht: Konstruktionen und Krisen von Männlichkeit. In: Jacob, J., Stöver, H. (Hrsg.) (2006): Sucht und Männlichkeiten – Entwicklungen in Theorie und Praxis der Suchtarbeit, Wiesbaden, S. 21-40
- Völger, G., v. Welck, K., Legnaro, A. (1981): Rausch und Realität – Drogen im Kulturvergleich, Köln
- Vosshagen, A. (2006): Anmerkungen zur Psychologie männlichen Suchtverhaltens. In: Jacob, J., Stöver, H. (Hrsg.) (2006): Sucht und Männlichkeiten – Entwicklungen in Theorie und Praxis der Suchtarbeit, Wiesbaden, S. 129-142

Wulf, H. (2006): Die Entdeckung der Männlichkeit in der Suchtkrankenhilfe - männerspezifische Themen in der ambulanten Rehabilitation: Beobachtungen und Beispiele methodischer Umsetzung aus der Fachstellenarbeit. In: Jacob, J., Stöver, H. (Hrsg.) (2006): Sucht und Männlichkeiten – Entwicklungen in Theorie und Praxis der Suchtarbeit, Wiesbaden, S. 119-128